

3.1 Kommunikative Grundlagen des seelsorglichen Gesprächs

von Karl-Heinrich Bieritz,

bearbeitet von Bernhard Kirchmeier

1. Vorklärungen

Die Frage „Was ist Kommunikation?“¹ kann niemals ungeachtet des jeweiligen Kontextes, in dem sie gestellt wird, beantwortet werden. Der Soziologe Klaus Merten hat vor Jahren allein innerhalb seines Faches 170 verschiedene Definitionen von Kommunikation ausgemacht.² Wir wollen für unsere Überlegungen im Kontext praktisch-theologischer Seelsorgetheorie zunächst festhalten: Wer von Kommunikation (des Evangeliums) spricht, spricht auch von (glaubenden) Menschen. Der Kommunikationsbegriff bezeichnet einen Prozess, der von Menschen als handelnden Subjekten initiiert, gestaltet und erfahren wird. Konkret kommen in der Kommunikationssituation des seelsorglichen Gesprächs Menschen als individuelle Subjekte in den Blick, die 1. sich austauschen, 2. Unterscheidungen treffen, 3. einander verstehen wollen und können, 4. miteinander sprechen und 5. sich, vor Gott in der Welt stehend, selbst (neu) verstehen. Auf diese Weise partizipieren sie an einem umfangreicheren Geschehen, das theologisch mit der Formel der „Kommunikation des Evangeliums“ (Ernst Lange) bezeichnet werden kann.

ad 1. *Menschen tauschen sich aus.* Sie tun dies, weil sie nicht für sich allein leben können. Indem sie sich austauschen, passen sie sich ihrer Umwelt an und wirken gestaltend auf sie ein. Im kommunikativen Austausch mit der Umwelt erhält und entfaltet sich das, was Menschen wie eine zweite Haut umgibt und ihnen – als unfertige, weltoffene Wesen – das Überleben in unterschiedlichen Kontexten ermöglicht. *Kultur* nennen das die einen, und sie denken dabei an das Wissen, das auf solche Weise gebildet, überliefert und erneuert wird, auch an den Sinn, der sich darin mitteilt. Andere reden von *Gesellschaft* und haben dabei vornehmlich die Beziehungen und Institutionen im Blick, die sich in solchem Austausch formen, festigen und fortentwickeln. Wieder andere sprechen von *Identität* und machen so darauf aufmerksam, dass auch das Selbstsein, das Selbstverständnis, die Selbstgewissheit einzelner Menschen auf ihrem Austausch mit der Umwelt basieren.

ad 2. *Menschen treffen Unterscheidungen.* In kommunikativen Prozessen unterscheiden sie zwischen dem, was geschieht, und dem, was es *bedeutet*. Bedeutung wird im kommunikativen Prozess selbst gewonnen und begründet; keinesfalls wird sie als eine Art transportables Wissensgut von einem Exponenten auf den Weg gebracht und von einem Rezipienten in Empfang genommen. Zum Beispiel: Geräusche und Gebärden, die ein Mensch von sich gibt, bedeuten für sich genommen nichts. Von *Kommunikation* lässt sich erst dann sprechen, wenn ein zweiter Mensch solches Verhalten wahrnimmt, von anderem Verhalten *unterscheidet* und ihm zugleich eine *Bedeutung* zuweist. Kommunikation basiert auf der Fähigkeit von Menschen, zwischen sinnlich wahrnehmbaren Ausdrücken bzw. Lauten („Signifikant“) und deren *möglichen* Sinn bzw. Bedeutung („Signifikat“) zu unterscheiden.

ad 3. *Menschen können und wollen einander verstehen.* Das ist eine notwendige Grundlage für das Zustandekommen von Kommunikation. Damit von Kommunikation gesprochen werden kann, braucht es einerseits Menschen, die verstanden werden wollen und etwas zu verstehen geben; es braucht andererseits ebenso Menschen, die das Zu-Verstehen-Gegebene auch als solches erkennen und deuten können. Ohne die Erkenntnis „Der will mir

1 Manfred Faßler: Was ist Kommunikation?, München 1997.

2 Klaus Merten: Kommunikation: Eine Begriffs- und Prozeßanalyse, Opladen 1977. Vgl. Rainer Schützeichel: Soziologische Kommunikationstheorien, Konstanz 2004, 19.

etwas sagen!“, kommt Kommunikation nicht in Gang. Für das Zustandekommen von Kommunikation bedarf es demnach mindestens einen Menschen, der versteht und einen Menschen, der (zumindest aus Sicht des verstehenden Menschen) etwas zu verstehen gibt.

ad 4. *Menschen sprechen miteinander*. Wird einerseits Seelsorge als Sprachgeschehen begriffen und andererseits die Sprachfähigkeit als Grundvoraussetzung des Menschen angesehen, so kommt man zu folgendem Schluss: Ein Seelsorgegespräch kann nicht nur unter vier Augen stattfinden. Es kann seinen Ort grundsätzlich überall haben, wo sprachlich interagiert wird: Es kann demnach auch in einer Gruppe stattfinden. Es ist nicht an die leibliche Präsenz der Gesprächspartner gebunden. Es kann sich, wie bei der Brief-, Telefon- und Internetseelsorge, bestimmter Medien bedienen. Unter Umständen entfällt dann nicht nur die leib-räumliche, sondern auch die zeit-räumliche Kopräsenz der Beteiligten: Briefe und E-Mails können warten, bis ich sie öffne und beantworte. Daneben erfreuen sich massenmediale Formen seelsorglicher Beratung einer gewissen Beliebtheit: Leserbriefecken in Zeitschriften, auch Hörfunk- oder Fernsehsendungen, bei denen Hilfesuchende sich live per Telefon oder E-Mail an einen Berater bzw. eine Beratergruppe wenden können.

ad 5. *Menschen bedienen sich Strategien der Selbst-Triangulierung*. Das bedeutet, sie deuten sich – z. T. auch nur probeweise – vor der Welt, vor andern Menschen und vor Gott auf spezifische Weise, um *sich selbst* und *ihr Leben* (aus Glauben) dadurch neu in den Blick zu bekommen.³ Wenn dies im seelsorglichen Gespräch geschieht, kann über den Begriff der „Kommunikation“ hinaus, auch der theologische Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ verwendet werden. Die Kommunikation des Evangeliums wurde in letzter Zeit häufig als Leit- und Zielperspektive der gesamten Praktischen Theologie apostrophiert. An dem so bezeichneten Geschehen partizipieren Menschen, indem sie (u. a. durch gegenseitiges Austauschen, stetiges Unterscheiden, eigenes Verstehen und Miteinander-Sprechen) vor sich selbst, vor Gott und vor ihrer Umwelt (neu) als Menschen zum Vorschein kommen bzw. als Subjekte ihres Lebens und Glaubens (neu) aufgerichtet werden.

2. Grundprobleme

Harold Lasswell⁴ hat Mitte der 60er Jahre versucht, das Phänomen „Kommunikation“ mit folgender Formel zu fassen: „*Who says What in Which Channel to Whom with What Effect?*“. Damit rücken die zentralen Dimensionen des kommunikativen Prozesses in den Blick, nämlich:

- die Kommunikatoren (im engeren Sinne), also jene Akteure, die aktiv in den Prozess der Kommunikation eingreifen, sich verständlich machen wollen und bestimmte Absichten verfolgen,
- die Kommunikationsinhalte im Sinne zu kommunizierender Sachverhalte („content“),
- die Medien, welche die Verständigung sowohl unterstützen als auch behindern können,
- die Rezipienten, welche die Nachricht wahrnehmen, entschlüsseln und subjektiv beurteilen, sowie
- die beabsichtigten und die tatsächlichen Auswirkungen der Kommunikation, d. h. die Frage nach angestoßenen Veränderungen, wozu ein Meinungswandel ebenso gezählt werden kann wie eine Verhaltensänderung oder eine emotionale Reaktion.

3 Vgl. Wilfried Engemann: Als Mensch zum Vorschein kommen. Anthropologische Implikationen religiöser Praxis, in: Ders.: Glaubenskultur und Lebenskunst. Interdisziplinäre Herausforderungen zeitgenössischer Theologie (Wiener Jahrbuch für Theologie 10), Göttingen 2014, 33–35.

4 Harold D. Lasswell: The Structure and Function of Communication in Society, in: Bernard Berelson/Morris Janowitz (Hg.): Reader in Public Opinion and Communication, New York 1966, 178–190.

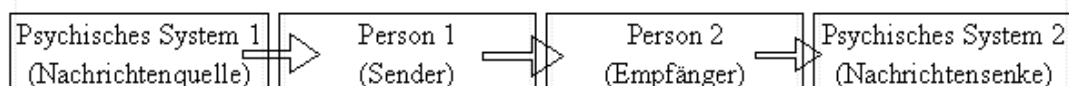
Die in Anlehnung an Harold Lasswell skizzierten Dimensionen des Kommunikationsprozesses entsprechen weitgehend den jüngst von der Kommunikationspsychologin Ulrike Six (u. a.) definierten Merkmalen der Kommunikation: Demnach gibt es

- mindestens zwei Teilnehmer, die traditionellerweise als Sender und Empfänger bezeichnet werden,
- eine Nachricht bzw. Botschaft, d.h. Zeichen und Symbole, die von der sendenden Person encodiert und von der empfangenden Person decodiert werden,
- der Nachricht angemessene Mittel bzw. Modalitäten (z. B. Mimik, Sprache, Funkverbindung),
- Aktivität auf Seiten aller Beteiligten, die sichtbare (z. B. Gesten) und unsichtbare Handlungen (z. B. Einsichten) einschließen, in einem je spezifischen Kontext, der das gesamte Kommunikationsgeschehen mitbestimmt,
- stetige, wechselseitige Interaktion und damit wechselseitige Beeinflussung und
- eine bestimmte Zielrichtung bzw. Intention, wobei diese nicht vollends bewusst verfolgt werden muss.⁵

Die nach dieser Schilderung im Fokus stehenden Problembereiche des Kommunikationsprozesses sollen in den nachfolgenden Kapiteln genauer erläutert werden.

2.1 Wer wem?

Sehr allgemein kann Kommunikation auf Basis der „Laswell-Formel“, die aufgrund ihrer Prägnanz in Einführungsveranstaltungen der Kommunikationswissenschaft i.Ü. besonders gerne zitiert wird,⁶ bestimmt werden als ein „durch Zeichen vermittelter Nachrichtenaustausch zwischen Menschen“.⁷ Vorausgesetzt werden dabei mindestens zwei Kommunikatoren, von denen der eine zunächst als *Sprecher* (Sender, Expedient), der andere als *Hörer* (Empfänger, Perzipient bzw. Rezipient) fungiert. Die Unterscheidung zwischen *Nachrichtenquelle* und Sender auf der einen, Empfänger und *Nachrichtensenke* auf der anderen Seite, die zunächst im Blick auf technische Kommunikationssysteme getroffen wurde, lässt sich auch auf zwischenmenschliche Kommunikationsprozesse weitgehend anwenden.



Dieses Verhältnis kann jedoch, wie bereits angedeutet, auch umgekehrt gedacht werden: Der Empfänger ist seinerseits Sender. Beide stehen in wechselseitigem Austausch. Sie bilden ein System, das durch Rückkopplungseffekte gekennzeichnet ist: Die beteiligten Kommunikatoren beobachten die Wirkung ihrer Mitteilungen auf den jeweils anderen, werden so zu Empfängern ihrer eigenen Botschaften und können auf solche Weise ihr kommunikatives Verhalten ständig überprüfen und korrigieren. Das führt zu einer

5 Vgl. Ulrike Six/Uli Gleich/Roland Gimmler (Hg.): Kommunikationspsychologie und Medienpsychologie, Weinheim 2007, 21 f.

6 Ein Beispiel: Der Theorieteil der empfehlenswerten Einführung von Harald Rau beginnt explizit mit Lasswells Wendung, um Ordnung und Überblick zu garantieren. Vgl. Harald Rau: Einladung zur Kommunikationswissenschaft, Baden-Baden 2013, 48–52.

7 Joseph Kopperschmidt: Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der Persuasiven Kommunikation, Stuttgart 1976, 158.

Präzisierung des Kommunikationsbegriffs: Als Kommunikation sind ausschließlich Prozesse mit Rückkopplung zu verstehen.⁸ Steven C. Rhodes hat diese Einsicht folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „We are not sources, then receivers, then sources, then receivers. We are both participants involved in a communication event – affecting and affected by one another, functioning continuously and simultaneously.“⁹

2.2 Was auf welche Weise?

Lasswell unterscheidet ebenfalls zwischen der Mitteilung und dem Weg, auf dem sie den Empfänger erreicht. Der Austausch von Nachrichten zwischen den Kommunikatoren bedarf eines Mediums, eines materiellen Trägers, eines Kanals – wobei in manchen Modellen noch einmal zwischen Kanal und Medium unterschieden wird. Bei zwischenmenschlicher Kommunikation können dies Schallwellen (Sprache), Zeichen auf Papier (Schrift), visuell wahrnehmbare Signale (Farben und Formen aller Art), Körperzeichen (Gesten u. a.), Berührungen, Geruchs- und Geschmackspartikel u. a. sein. Dabei ist die Übersetzung von einem Medium in ein anderes (z. B. von Schallwellen in elektromagnetische Wellen und umgekehrt) möglich.

Nicht die Nachricht selber wird auf den Weg geschickt, sondern jeweils der materielle Träger der Nachricht. Diesem wird freilich zuvor eine spezifische Struktur „aufgeprägt“, die ihm überhaupt erst seine informative Qualität verleiht. Man muss also unterscheiden zwischen der Information, die übermittelt werden soll, dem materiellen Träger der Information und der Struktur, die dieser Träger im Vorgang der Übermittlung erhält, sodass geradezu gesagt werden kann: „Information ist Struktur“.¹⁰ In anderer Terminologie lässt sich auch von der Zeichengestalt im Unterschied zum noch unstrukturierten Zeichenträger und dem intendierten Zeichensinn sprechen.

Die Strukturierung eines *Mediums* – gewissermaßen also seine Aufladung mit *Information* – erfolgt nach den Regeln eines *Codes*. „Die Tätigkeit des Sprechers, durch welche die Mitteilung aufgebaut, redigiert und auf den Weg geschickt wird, wird als Encodieren bezeichnet; die Tätigkeit des Hörers, die auf der anderen Seite „aus Schallwellen Sinn macht“, nennt man Decodieren. In den Begriffen Encodieren und Decodieren klingt an das Übersetzen in einen bzw. aus einem Code.“¹¹

Der Vorgang ist jedoch komplizierter, als es hier erscheint. Am Beginn des Kommunikationsvorgangs steht eine bestimmte Absicht des Sprechers, ein intentionales Verhalten. Um diese Intention mitteilen zu können, muss er sie encodieren. Solches Encodierverhalten ist keineswegs mit dem intentionalen Verhalten identisch, sondern bezeichnet bereits einen zweiten Schritt, der durchaus mit gewissen Modifikationen der ursprünglichen Absicht verbunden sein kann: „Die Differenz zwischen dem Meinen und dem Sagen ist eine der zentralen Differenzen, mit denen die Kommunikation arbeitet.“¹²

Der Hörer, dem die Mitteilung gilt, steht gar vor einer vierfachen Aufgabe: 1. Er muss die wahrgenommenen Signale überhaupt erst einmal als kommunikatives Verhalten identifizieren können. 2. Er muss versuchen, die in dem Verhalten seines Gegenübers vermutete Nachricht zu decodieren. 3. Er muss die entschlüsselte Nachricht interpretieren; d. h. er muss heraus-

8 Susan Göldi: Kommunikation. Handbuch für Studierende, Bern 2003, 39.

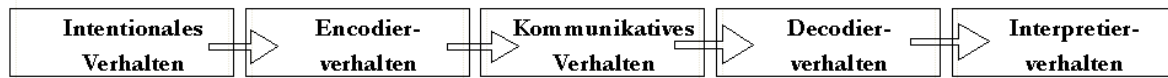
9 Steven C. Rhodes: Listening. A Relational Process, in: Andrew D. Wolvin/Carolyn Gwynn Coakley (Hg.): Perspectives on Listening, Norwood (New Jersey) 1993, 217–240, hier: 225.

10 Hans Hörmann: Psychologie der Sprache, Heidelberg 1967, 54.

11 A. a. O., 17 f.

12 Rainer Schützeichel, a. a. O. (s. Anm. 2), 111. Vgl. dazu besonders Herbert Paul Grice, in: Georg Meggle (Hg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung, Frankfurt am Main 1979, 2–15.

finden, wie sie gemeint ist, was sie von ihm will. 4. Dazu gehört schließlich auch die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des ihm nahegelegten Verhaltens.¹³



Die Unterscheidung von Decodieren und Interpretieren ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig. Es war der amerikanische Kommunikationstheoretiker Wilbur L. Schramm, der unter Bezugnahme auf Charles E. Osgood¹⁴ das *Interpretieren* als einen eigenständigen Teil im kommunikativen Prozess besonders gewürdigt und deutlich vom Decodieren abgegrenzt hat. Für ihn heißt Interpretieren, dass der Information, nachdem sie als Information wahrgenommen und decodiert wurde, im Rahmen einer subjektiven Bewertung eine spezifische Bedeutung zugeschrieben wird; für Schramm geht es beim Interpretieren also um „die Antwort einer vollständigen Persönlichkeit auf eine Kombination aus Zeichen“ und somit um wesentlich „mehr als einfach nur eine Definition aus dem Lexikon“.¹⁵

2.3 Wodurch?

Kommunikation setzt voraus, dass die beteiligten Kommunikatoren zumindest partiell an gemeinsamen *Codes* partizipieren: „Ohne gemeinsamen Anteil von Sender und Empfänger an einem Zeichenvorrat (einem Code) kommt keine Verständigung zustande.“¹⁶ In zwischenmenschlicher Kommunikation kann davon ausgegangen werden, dass sich die jeweiligen *Repertoires* von „Sender“ und „Empfänger“ keineswegs decken, sondern nur in Teilbereichen überlappen. Kommunikation kann freilich umso besser gelingen, je größer dieser Bereich ist, an dem beide gemeinsam teilhaben.

Nun gibt der Begriff des *Codes* gewisse Schwierigkeiten auf. Die oben zitierte Bestimmung als Zeichenvorrat greift zu kurz. Ein Code ist auch nicht einfach nur ein Zeichensystem, sondern ein „System von Systemen“,¹⁷ und zwar in der Hinsicht, „daß jeder Kode zwei miteinander korrelierte Systeme paradigmatischer Art umfaßt, und zwar ein System der Inhalts- und eines der Ausdrucksstrukturen“.¹⁸ Ein Code ist demnach ein relationales Gebilde. Er ordnet eine besondere, meist durch die Art der Erzeugung und Wahrnehmung definierte Ausdrucksebene einer Inhaltsebene zu, die ebenfalls durch spezifische Merkmale definiert ist.

Diese Bestimmung knüpft an Ferdinand de Saussure¹⁹ und seinen zweistelligen Zeichenbegriff an. Danach kommt z. B. ein sprachliches Zeichen durch die Korrelation eines Laut- bzw. Schriftbildes (Signifikant, lat. significans) mit einem bestimmten Inhalt, einer Vorstellung (Signifikat, lat. significatum) zustande. Bedeutung haftet dabei nicht an den Zeichenelementen als solchen. Ein Zeichen gelangt vielmehr – welche der beiden Elemente man auch ins Auge fasst – nur dadurch zu seiner Bedeutung, „daß es sich von anderen unterscheidet.“²⁰ Sie wächst ihm zu aufgrund der Differenz, die es in Opposition zu anderen Zeichenelementen

13 Dabei ist kognitives Verhalten (z. B. die Modifikation von Einstellungen, Motiven, Intentionen) stets mitgemeint.

14 Charles E. Osgood: A Vocabulary for Talking about Communication, Urbana/Chicago/London 1957.

15 Beide Zitate: Wilbur Schramm: The Nature of Communication between Humans, in: Ders. (Hg.): The Process and Effects of Mass Communication, Urbana/Chicago/London 1971, 4–53 (hier: 30).

16 Hans Hörmann, a. a. O. (s. Anm. 10), 17 f.

17 Umberto Eco: Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte, Frankfurt am Main 1977, 184.

18 Winfried Nöth: Handbuch der Semiotik, Stuttgart u. a. 2000, 128.

19 Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 21967.

20 Günther Schiwy: Strukturalismus und Christentum. Eine gegenseitige Herausforderung, Freiburg im Breisgau 1969, 54.

des gleichen Niveaus innerhalb des jeweiligen Zeichensystems markiert. Wobei solche Differenz wiederum nicht nur die Ausdrucksebene (das System der Signifikanten), sondern in gleicher Weise die Inhaltsebene (das semantische System) betrifft. Bedeutung erschließt sich demnach „aus dem Spiel der Differenzen im System der Sprache.“²¹

Codes sind also nicht einfach Werkzeuge oder Vehikel, sondern in gewisser Hinsicht selbstreferentielle Systeme: Sie nehmen im oben genannten Spiel der Differenzen ständig Bezug auf sich selbst. Das hat weitreichende Folgen für das Verständnis von Kommunikation: In ihr wird Sinn nicht nur mitgeteilt, sondern immer wieder neu gewonnen und festgestellt. Sprecher und Hörer nehmen nicht nur Codes in Gebrauch, sondern werden, indem sie kommunizieren, ihrerseits codiert. Sie sprechen nicht nur; sie werden auch gesprochen: Hörend, sprechend erfahre ich, wer ich bin und was ich will. Und das immer wieder neu.²²

2.4 Wo und wann?

Kommunikation geschieht nicht im luftleeren Raum. Sie ist an spezifische situative Kontexte gebunden. Kontext im weiteren Sinne ist das soziale und kulturelle Umfeld mit seinen vielfältigen Untergliederungen, seinen Subsystemen. Dieses Umfeld ist zu großen Teilen einerseits das Ergebnis gesellschaftlicher Kommunikation, andererseits wirkt es maßgeblich auf die Kommunikation zurück. Es gibt nicht nur den Bedingungsrahmen für Kommunikation vor. Es schreibt auch an den Codes mit, auf deren Basis jeweils kommuniziert wird.

Situative Kontexte sind also ein Element der Kommunikation selbst. Wenn gesprochen wird, sprechen sie mit, reden womöglich immer wieder dazwischen. Auf der anderen Seite vermögen sie aber die Kommunikation auch zu entlasten. Im diesem Zusammenhang spricht man auch vom vom „Situationsklima“, das sich aus den Eigenschaften der Kommunikationsumgebung ergibt.²³ Wenn die Situation selbst spricht, kann sich der Sprecher in seinen Äußerungen auf das unbedingt Notwendige beschränken. Und der Hörer kann die Fragmente, die ihn auf solche Weise erreichen, mit einem Blick auf den situativen Kontext rasch ergänzen und so ihren – für sich genommen – äußerst dunklen Sinn erschließen.

Harold Garfinkel hat anhand von Gesprächsanalysen gezeigt, wie das funktioniert:²⁴ Die Interpretation der Äußerungen wird keineswegs durch deren Wortlaut abgedeckt. Sie greift vielmehr auf Elemente des *situativen Kontextes* zurück. Dazu gehören u. a. eher subjektive Faktoren wie die aktuellen und längerfristigen Lebenslagen der Beteiligten, ihre vorgängigen Erfahrungen, ihre Wissensbestände einschließlich der darin beschlossenen Wertvorstellungen, aber auch der lebensweltliche Kontext, in den die Kommunikation eingebettet ist, das aktuelle kommunikative Setting samt seiner raum-zeitlichen Komponenten – kurzum, all jene Strukturen und Phänomene, in denen sich das gesellschaftlich-kulturelle Umfeld konkretisiert und aktualisiert.²⁵

Andererseits gilt: „Kommunikationen spielen sich nicht nur in Situationen oder Kontexten ab, sondern sie produzieren auch immer die Situation oder den Kontext mit, in dem sie sich abspielen.“²⁶ Situative Kontexte sind also der Kommunikation keineswegs nur vorgegeben, sie werden auch in der Kommunikation selbst hergestellt. Kontextualisierungsstrategien sind

21 Rainer Schützeichel, a. a. O. (s. Anm. 2), 40.

22 Nach Jeff Coulter: *The Social Construction of Mind. Studies in Ethnomethodology and Linguistic Philosophy*, London 1979, 109, ist das Ich „eine explanative Fiktion, die wir in gewissen Sprachspielen benutzen.“

23 Vgl. Jessica Röhrer/Astrid Schütz: *Psychologie der Kommunikation (Basiswissen Psychologie)*, Wiesbaden 2012, 5 und 8.

24 Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1967, 38 f.

25 Rainer Schützeichel, a. a. O. (s. Anm. 2), 175.

26 A. a. O., 165.

darum Teil jeder Kommunikation. Sie dienen dazu, die jeweilige Situation zu definieren. Sie bedienen sich dabei verbaler wie nonverbaler Codes. Sprecher wie Hörer geben durch ihr sprachliches wie nichtsprachliches Verhalten zu erkennen, welche Situation sie jeweils unterstellen. Dabei spielen die vier Schritte des Verstehens (Wahrnehmen, Decodieren, Interpretieren, Akzeptieren bzw. Verwerfen) eine entscheidende Rolle.

2.5 Warum und wozu?

Laswell fragt in seiner Formel nach *Wirkungen bzw. Folgen* („with What Effect?“); also danach, *wozu* überhaupt kommuniziert wird. Er fragt jedoch nicht nach *Absichten bzw. Intentionen*; also danach, *warum* jemand eigentlich kommuniziert. Absicht und Wirkung sind zwar voneinander zu unterscheiden, sind aber aufs Engste miteinander verzahnt. In nachfolgender Definition spielt neben der (erhofften) Wirkung auch die (zugrundeliegende) Intention eine prominente Rolle: „Kommunikation soll jedes intentionale Verhalten genannt werden, das in der Absicht vollzogen wird, dem andern auf offene Weise etwas zu erkennen zu geben. [...] Kommunizieren [...] heißt Mitmenschen beeinflussen, und zwar dadurch, daß man dem andern mittels Zeichen (im weitesten Sinne) zu erkennen gibt, wozu man ihn bringen möchte, in der Hoffnung, daß diese Erkenntnis für den andern ein Grund sein möge, sich in der gewünschten Weise beeinflussen zu lassen.“²⁷

Dieser Definition liegt eine wichtige Einsicht zugrunde: Menschen würden niemals ein Gespräch beginnen, wenn sie sich nicht durch bestimmte Absichten oder Motive dazu veranlasst sähen. Sie würden nie in die zwischenmenschliche Kommunikation eintreten, wenn sie sich nicht auch konkrete Wirkungen vom kommunikativen Handeln erhofften. – Zahlreiche Kommunikationstheorien und -definitionen sind von dieser Einsicht geprägt. Die Frage nach der Intention wurde aufgrund ihrer besonderen Stellung jüngst von einem deutschen Kommunikationswissenschaftler gar zur „Gretchenfrage der Kommunikationswissenschaft“ erklärt.²⁸ Und: Zur Lage gegenwärtiger Kommunikationsforschung wird festgehalten: „[A]uch heute noch fängt für viele Kommunikationstheorien die Kommunikation mit der Intention eines Subjekts an.“²⁹

Als Beispiel kann der nordirische Kommunikationstheoretiker Owen Hargie herangezogen werden. Mit seiner Position steht Hargie im unmittelbaren Kontext einer intentional orientierten Denkrichtung innerhalb des kommunikationswissenschaftlichen Diskurses. Er hält in Bezug auf sein Konzept mit deutlichen Worten fest: „The starting point in this model (...) is therefore the goal being sought by the individual, and the related motivation to achieve it.“³⁰

Wenn Kommunikation aber mit der Intention bzw. Absicht eines einzelnen Menschen *beginnt*, sollte man auch fragen: *Wo endet* sie? Endet der Kommunikationsprozess bereits dort, wo der Empfänger die Absicht des Senders verstanden hat? Ist die erreichte Wirkung bloß ein „Kollateralschaden“ des kommunikativen Prozesses oder doch ein integraler Bestandteil desselben? – Vieles spricht dafür, dass Kommunikation nicht mit dem Verstehen der Absicht endet, sondern vielmehr mit den *tatsächlichen, konkreten Wirkungen*. Das hat Jo Reichertz durchaus richtig gesehen, der seither vehement für eine wirkungsorientierte

27 Rudi Keller: Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens, Tübingen 1995, 104 f.

28 Vgl. Jo Reichertz: Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das? (Wissen, Kommunikation und Gesellschaft), Wiesbaden 2009, 124.

29 A. a. O., 86.

30 Vgl. Owen Hargie: Interpersonal Communication. A Theoretical Framework, in: Ders. (Hg.): The Handbook of Communication Skills, London²1997, 29–63, v. a. 35–39.

Kommunikationsforschung eintritt.³¹ Es geht beim Kommunikationsprozess ja nicht zuletzt um Handlungsfolgen und Wirkungen. Bereits am Beginn der Kommunikation, werden *mögliche* Handlungsfolgen und -veränderungen antizipiert. Die Frage muss dann aber auch lauten: Sind sie auch *tatsächlich* eingetreten? Oder: Was ist stattdessen „passiert“?

In diesem Kontext steht auch der Zentralbegriff von Jo Reichertz: Er spricht von „Kommunikationsmacht“. – Was bedeutet das? Kommunikationsmacht hat ein Mensch, der in der Lage ist, die von ihm beabsichtigte Wirkung auch zu realisieren; der es also schafft, seiner Absicht gemäß einen anderen Menschen zu einem bestimmten Verhalten zu bewegen. In diesem Sinne handelt es sich um einen *Beziehungsbegriff*, der vor dem Hintergrund kommunikativer Theoriebildung ausdrückt, wie *Identitätsstiftung* realisiert werden kann. Zwischen Kommunikationsmacht und einseitig-autoritären Kommunikationsstrategien ist aber jedenfalls deutlich zu unterscheiden.

Abschließend wollen wir zu diesem Problembereich festhalten:

1. *Zwischenmenschliche Kommunikation ist ein intentionales Geschehen.* Das heißt: In kommunikativen Kontexten handeln Menschen stets *zielgerichtet*. Sie agieren, mehr oder weniger bewusst, *mit Absicht* und haben eine Vorstellung davon, was sich durch ihr kommunikatives Handeln *verändern* oder *erhalten* soll.³² Owen Hargie spricht in diesem Zusammenhang von „motivational commitment to act“, um den intentionalen Anfangsimpuls zu benennen, bzw. von „goal-directed behaviour“, um die der Kommunikation zugrundeliegende Dimension der Zielrichtung auszudrücken.

2. *Beide Kommunikationspartner verfolgen stets ihre je eigenen Ziele.* Daraus können Kommunikationskonflikte resultieren.³³ Je nachdem, ob man als sendende Person die eigenen, kommunikativen Ziele erreicht oder nicht, wird das i.Ü. auch unmittelbar Auswirkungen auf das eigene Selbstverständnis haben – im einen Fall wird man sich als kommunikativ kompetent oder im anderen Fall als kommunikativ inkompetent erleben; es ist also auch mit positiven oder negativen Rückwirkungen in Bezug auf die subjektive *Selbstwertschätzung* der einzelnen Gesprächspartner zu rechnen.³⁴

3. *Menschen nehmen bereits während des Kommunizierens sich abzeichnende, unmittelbar auftretende Folgen ihres kommunikativen Handelns wahr.* Und: Sie *modifizieren ihr Verhalten*, wenn ihnen dies aufgrund der kommunikativen Signale ihres Gegenübers – bei besonderer Berücksichtigung von kognitiven oder emotionalen Aspekten – sinnvoll erscheint.³⁵

3. Modellbausteine

In der Kommunikationstheorie haben sich verschiedene Ansätze dauerhaft etabliert, nämlich:

- Modelle, die primär die Intentionalität und damit auch die Frage nach Absicht, Wirkung und Erfolg des Kommunikationsgeschehens verhandeln,
- Modelle, die den Vorgang des En- und Decodierens in den Fokus rücken,
- Modelle, die sich vor dem Hintergrund des Verständigungsparadigmas v. a. der Perspektivenübernahme widmen; und

31 Vgl. Jo Reichertz, a. a. O. (s. Anm. 28), 11 f.

32 Vgl. Owen Hargie: Communication as Skilled Performance, in: Ders. (Hg.): The Handbook of Communication Skills, London ²1997, 7–28, hier: 13–16.

33 „[B]oth parties to an interaction have goals. Goal conflict may occur where goals being persued by both sides do not concur, or where there is internal inconsistency in goals.“ – Owen Hargie, a. a. O. (s. Anm. 30), 35.

34 Vgl. Jessica Röhner/Astrid Schütz, a. a. O. (s. Anm. 23), 6, 10 und 14.

35 A. a. O., 35–39.

- Modelle, die vor dem Hintergrund des dialogischen Paradigmas die partnerschaftliche Wirklichkeitskonstruktion in den Mittelpunkt stellen.³⁶

Nicht immer können die Modelle eindeutig einem der genannten Bereiche zugeordnet werden. In nachfolgenden Kapiteln werden wir einzelne Modelle und ihre Stoßrichtungen kennenlernen.

3.1 Kommunikation über Kommunikation

Als sehr einflussreich hat sich das von Paul Watzlawick u. a. vorgelegte Modell zwischenmenschlicher Kommunikation erwiesen,³⁷ das sich in wesentlichen Aspekten auf Arbeiten von Gregory Bateson bezieht.³⁸ Das Modell verbindet *pragmatische* Verfahren mit einem *systemischen* Verständnis von Kommunikation. Es orientiert sich am wahrnehmbaren Verhalten der Kommunikationspartner und erklärt „zwischenmenschliche Systeme“ (wie Paare, Familien, Gruppen usw.) „als Rückkopplungskreise [...], da in ihnen das Verhalten jedes einzelnen Individuums das jeder anderen Person bedingt und seinerseits von dem Verhalten aller anderen bedingt wird.“³⁹ Watzlawicks Überlegungen basieren auf fünf Axiomen:

1. Weil Verhalten kein „Gegenteil“ hat – man kann sich schlechterdings nicht *nicht* verhalten –, und Kommunikation als Verhalten wahrzunehmen ist, folgt daraus: Man kann nicht nicht kommunizieren. In einer gegebenen zwischenpersönlichen Situation kann jegliches Verhalten – selbst die Verweigerung der Kommunikation, z. B. durch Nichtbeachtung oder Schweigen – Mitteilungscharakter erlangen.⁴⁰ Um ein häufiges Missverständnis der bekannten Aussage, man könne nicht nicht kommunizieren, an dieser Stelle auszuschließen, sei ausdrücklich festgehalten: Für Watzlawick *kann* zwar grundsätzlich *jedes Verhalten* als Kommunikation verstanden werden; andererseits *muss* im Einzelfall nicht notwendigerweise jedes Verhalten als Kommunikation verstanden werden!

2. Jede Mitteilung umfasst einen *Inhalts- und einen Beziehungsaspekt*. Sie übermittelt einerseits Informationen. Andererseits enthält die Mitteilung Hinweise darauf, wie sie gemeint ist und wie sie aufgefasst werden soll. Sie übermittelt also Instruktionen, die für die *Interpretation* der Mitteilung von Belang sind. Auf diese Weise bringt der Sprecher u. a. zum Ausdruck, wie er zum Adressaten steht und seine Beziehung zu ihm bestimmt. Diese Instruktionen stellen gewissermaßen eine Information über Information dar. Sie bezeichnen die *metakommunikative Ebene* der Kommunikation.

3. Kommunikation ist prinzipiell ein *zirkulärer Prozess*. Doch müssen die Kommunikationsteilnehmer sie (für sich) in bestimmter Weise strukturieren, um ihr einen Sinn abgewinnen zu können. Wer kommuniziert, fragt sich daher: Wer hat den Kommunikationsprozess eigentlich wie begonnen? Wer hat wann womit reagiert? Was ist Ursache, was Wirkung, was ist Grund, was Folge? Kurzum: Die beteiligten Gesprächspartner sind auf die *Interpunktion* (subjektiv empfundene Startpunkte) der Ereignisfolgen angewiesen. Dementsprechend lautet das dritte Axiom: Die Natur einer Beziehung ist durch die Interpunktion der Kommunikationsabläufe seitens der Partner bedingt.⁴¹

36 Zur Unterscheidung der Kommunikationsmodelle, vgl. a. a. O., 15 f. und 30–33.

37 Paul Watzlawick u. a.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern u. a. 1980.

38 Vgl. z. B. Gregory Bateson/Jürgen Ruesch: Kommunikation: Die soziale Matrix der Psychiatrie, Heidelberg 1995; Gregory Bateson: Ökologie des Geistes, Frankfurt am Main 1996.

39 Paul Watzlawick u. a., a. a. O. (s. Anm. 37), 32.

40 A. a. O., 50–53.

41 A. a. O., 57–61.

4. Das vierte Axiom lautet: Menschliche Kommunikation bedient sich digitaler und analoger Modalitäten. Zu einem großen Teil ist verbale Kommunikation *Kommunikation im digitalen Modus*, sie agiert „mittels binärer Wahlen“ nach dem Ja-Nein-Prinzip und zerlegt so die Mitteilung in „diskrete Einheiten“. ⁴² Solche Kommunikation ist unentbehrlich, wenn es um die Übermittlung differenzierter *Informationen* geht (Inhaltsaspekt). Sie ist jedoch schwach, wenn es um den Ausdruck und die Bestimmung von Beziehungen geht (Beziehungsaspekt). Im Unterschied dazu funktionieren einige nichtverbale Codes nach dem *Modus analoger Kommunikation*, also nach dem Prinzip (meist proportional bestimmter) Entsprechungen. Analoge Modalitäten sind unentbehrlich, um Beziehungen zwischen Menschen zur Sprache zu bringen. Ihnen mangelt es jedoch an der für eindeutige Kommunikationen erforderlichen logischen Syntax.

5. Zwischenmenschliche Kommunikationsabläufe sind entweder *symmetrisch* oder *komplementär*, je nachdem, ob die Beziehung zwischen den Partnern auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht. ⁴³ Im ersten Fall handelt es sich um ein gleichsam spiegelbildliches Verhalten (die Beteiligten messen sich aneinander und miteinander), im zweiten Fall um ein komplementäres Verhalten, in dem die Beteiligten in ihren jeweiligen Rollen einander ergänzen (z. B. Arzt–Patient, Lehrer–Schüler, Seelsorger–Ratsuchender). Die Beteiligten verhalten sich in einer Weise, die ein bestimmtes Verhalten des anderen voraussetzt und es gleichzeitig bedingt.

Die genannten Autoren verfolgen mit ihrem Kommunikationsmodell vornehmlich *therapeutische* Interessen. Und so wenden sie sich denn im Weiteren auch den Phänomenen *gestörter Kommunikation* zu: Störungen, die aus dem Verhältnis von Inhalts- und Beziehungsaspekt oder der Interpunktion von Ereignisfolgen erwachsen, Störungen, die mit Übersetzungsfehlern zwischen digitaler und analoger Kommunikation oder dem Verhältnis symmetrischer und komplementärer Interaktionen zusammenhängen.

3.2 Mit mehreren Ohren hören

Der Sprachwissenschaftler Karl Bühler ⁴⁴ hat sprachlichen Äußerungen drei Funktionen zugeschrieben: (1.) Eine Äußerung bezieht sich erstens auf einen *Sachverhalt* und hat im Blick auf diesen *Darstellungs- bzw. Symbolfunktion*. (2.) Sie sagt etwas über den *Sprecher* aus und hat im Blick darauf *Kundgabe- bzw. Symptomfunktion*. (3.) Sie richtet sich an einen *Hörer*, will diesen zu einem bestimmten (mentalen oder praktischen) Verhalten bewegen und hat in diesem Sinne *Appell- oder Signalfunktion*. Das Sprachzeichen ist, wie Bühler schreibt, „Symbol kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, Symptom (Anzeichen) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und Signal kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert.“ ⁴⁵

Es ist deutlich, dass in der Darstellungsfunktion der Inhaltsaspekt der Mitteilung und in der Kundgabe- und Appellfunktion der Beziehungsaspekt aufgehoben sind. Der Sprachwissenschaftler Roman Jakobson ⁴⁶ hat die von Bühler festgestellten Funktionen sprachlicher Äußerungen um drei weitere ergänzt. Symbol-, Symptom- und Appellfunktion kehren bei ihm als referentielle Funktion, expressive bzw. emotive Funktion und konative Funktion wieder. Er ergänzt sie um die phatische Funktion (Kontaktfunktion) und meint damit Sprachzeichen, die der Herstellung, Überprüfung und Aufrechterhaltung des Kontaktes unter den Kommunikationspartnern dienen. Er konstatiert eine metalinguistische (metakommunikative) Funktion und hat dabei Äußerungen im

42 Umberto Eco: Einführung in die Semiotik, München 1972, 221.

43 A. a. O., 70.

44 Karl Bühler: Sprachtheorie, Jena 1934, ²1965, Neudruck Stuttgart u. a. 1982.

45 A. a. O., 28.

46 Roman Jakobson/Morris Halle: Grundlagen der Sprache, Berlin 1960.

Blick, in denen sich die Kommunikationspartner auf die gerade ablaufende Kommunikation selbst beziehen. Er spricht schließlich von der poetischen oder Eigenfunktion und bezieht sich damit auf Spracheigentümlichkeiten, die die Aufmerksamkeit auf das Sprachgebilde selbst lenken, auf seine Lautgestalt, seine syntaktische Struktur, seine ungewöhnliche Semantik usw. Das Modell Bühlers wie das von Jakobson lässt sich gleichermaßen auf nichtsprachliche Zeichen und Texte anwenden.

Friedemann Schulz von Thun hat das Bühlersche Organonmodell aufgenommen, mit dem von Watzlawick u. a. vorgelegten Kommunikationsmodell abgeglichen und um einen weiteren Aspekt ergänzt.⁴⁷ Nach ihm hat jede Nachricht vier Seiten:

1. *Sachebene*: „Wie kann ich Inhalte klar und verständlich mitteilen?“ Das entspricht der Symbolfunktion bei Bühler und dem Inhaltsaspekt bei Watzlawick.

2. *Beziehungsebene*: „Wie behandle ich meinen Mitmenschen durch die Art meiner Kommunikation? Je nachdem, wie ich ihn anspreche, bringe ich zum Ausdruck, was ich von ihm halte; entsprechend fühlt sich der andere akzeptiert und vollwertig behandelt oder aber herabgesetzt, bevormundet, nicht ernst genommen.“ Genau genommen umfasst dieser Aspekt wiederum zwei Teilaspekte: Er sagt etwas darüber aus, „was der Sender vom Empfänger hält, wie er ihn sieht“, übermittelt also eine Du-Botschaft. Zugleich enthält er eine Mitteilung darüber, „wie der Sender die Beziehung zwischen sich und dem Empfänger sieht („so stehen wir zueinander“)“, gibt also eine Wir-Botschaft.⁴⁸ Die metakommunikative Funktion des Beziehungsaspekts, auf die bei Watzlawick alles hinausläuft, tritt hier zurück.⁴⁹

3. *Selbstoffenbarungsaspekt*: „Wenn einer etwas von sich gibt, gibt er auch etwas von sich – dieser Umstand macht jede Nachricht zu einer kleinen Probe der Persönlichkeit.“ – Dies entspricht der Symptomfunktion bei Bühler. Auch hier lassen sich wieder zwei Teilaspekte unterscheiden: Die Selbstoffenbarung umfasst sowohl die „gewollte Selbstdarstellung“ wie die „unfreiwillige Selbstenthüllung“.⁵⁰

4. *Appellaspekt*: „Wenn einer etwas von sich gibt, will er in der Regel auch etwas bewirken.“ Der Appellaspekt entspricht der Appellfunktion bei Bühler und betrifft jenen Anteil der Nachricht, mit dem der Sender den Empfänger zu etwas veranlassen möchte.⁵¹ So wie jede Nachricht vier Seiten hat, wird sie auch sozusagen „mit vier Ohren empfangen“. Schulz von Thun unterscheidet dementsprechend zwischen dem „Sach-Ohr“ (Wie ist der Sachverhalt zu verstehen?), dem „Beziehungs-Ohr“ (Wie redet der eigentlich mit mir? Wen glaubt er vor sich zu haben?), dem „Selbstoffenbarungs-Ohr“ (Was ist das für einer? Was ist mit ihm?) und dem „Appell-Ohr“ (Was soll ich tun, denken, fühlen auf Grund seiner Mitteilung?).⁵²

Dabei hat der „Empfänger prinzipiell die freie Auswahl, auf welche Seite der Nachricht er reagieren will“. Die ankommende Nachricht ist zu guten Teilen ein „Machwerk“ des Empfängers“, und das, „was die Nachricht anrichtet, richtet der Empfänger also teilweise selbst an.“ Das unterstreicht die Bedeutung, die der Komponente des Verstehens im Kommunikationsprozess zukommt, berücksichtigt aber dabei die Rolle des situativen Kontextes im Akt des Verstehens nur unzureichend. Wenn Schulz von Thun empfiehlt, drei „Empfangsvorgänge“ auseinanderzuhalten, nämlich Wahrnehmung, Interpretation und Gefühl, so wird übersehen, dass die mögliche Antwort auch eine Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der Botschaft einschließt. Diese Entscheidung aber wird stets auf dem Hintergrund der Kommunikations- und Kontextualisierungsstrategien getroffen, denen der Empfänger folgt.⁵³

47 Friedemann Schulz von Thun: Miteinander reden. Teil 1: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation, Reinbek⁴¹2005.

48 A. a. O., 13, 28.

49 Vgl. jedoch a. a. O., 91 ff.

50 A. a. O., 14, 27.

51 A. a. O., 14, 29.

52 A. a. O., 44 ff.

53 A. a. O., 45, 61, 69, 72 ff.

3.3 Sprechen und Handeln

Kommunikation vermag menschliche Wirklichkeit nicht nur darzustellen und zu beschreiben, sondern ihr eignet auch eine wirklichkeitssetzende und verändernde Potenz. Das ist die Grundeinsicht, auf der auch die von John L. Austin⁵⁴ und John R. Searle⁵⁵ entwickelte *Sprechakttheorie* beruht: Menschen handeln aneinander, indem sie miteinander sprechen. Und in solchem kommunikativen Handeln entwerfen, bestätigen und verändern sie die soziale Wirklichkeit, in der sie leben und die ihrerseits ihr Handeln bestimmt.

Ausgangspunkt war für Austin die Einsicht, dass es Äußerungen gibt, die weder etwas beschreiben noch berichten noch behaupten und auf die auch die Kategorien *wahr* oder *falsch* nicht anwendbar sind, die sich jedoch als „Vollzug einer Handlung“ interpretieren lassen. Er führt als Beispiele die Eheerklärung bei der standesamtlichen Trauung, eine Schiffstaufe („Ich taufe dieses Schiff auf den Namen Queen Elizabeth“), Vermächtnisse im Rahmen eines Testaments und den Abschluss einer Wette an. Die Beispiele machen zugleich deutlich, dass die performative Potenz solcher Äußerungen nicht isoliert an den Sprachzeichen bzw. an deren Produktion durch den Sprecher haftet, sondern sich erst im Zusammenwirken von Sprecher und Adressat in einer konkreten Kommunikationssituation realisiert: Sprechakte haben nicht gleichsam in sich Bestand und Wirklichkeit, sondern nur in Bezug auf jene Sachverhalte und situativen Kontexte, in die sie handelnd eingreifen. Im weiteren Verlauf seiner Überlegungen kommt Austin zu dem Ergebnis, dass sich letztlich alles Sprechen auf Sprechakte zurückführen lässt, da es „immer in einem in der Gegenwart gesetzten Akt eines Sprechenden gründet.“⁵⁶ Auch alles Feststellen, Behaupten, Beschreiben usw. erweist sich unter solchem Aspekt als Handeln mit „performativem Hintersinn“.⁵⁷

Ähnlich wie im Organonmodell Bühlers wird dabei zwischen verschiedenen Aspekten der Äußerung unterschieden:

1. Indem ich mich äußere, verweise ich auf etwas, nehme Bezug auf einen Sachverhalt, präsentiere also einen bestimmten *Inhalt*. Austin nennt das den *lokutionären Aspekt* der Äußerung.

2. Mit der Äußerung zugleich stelle ich Behauptungen auf oder erteile Befehle, verspreche etwas, warne, drohe, lobe, rate usw., bringe also die *Beziehungsebene* ins Spiel. Austin wie Searle sprechen hier vom *illokutionären Akt*. In ihm kommt die Intention zum Ausdruck, die ich mit der Äußerung verbinde. Sie ist gleichsam im lokutionären Akt beschlossen (in-locutio = illocutio) und muss vom Angesprochenen aus diesem erschlossen werden.⁵⁸

3. Der *perlokutionäre Akt* bezieht sich auf die Wirkungen, die die Äußerung beim Adressaten auslöst, beschreibt also in gewisser Hinsicht das Ergebnis des sprachlichen Handelns. Von einem gelungenen Sprechakt kann die Rede sein, wenn er die für den jeweiligen illokutionären Akt konstitutiven Bedingungen erfüllt, von einem geglückten Sprechakt nur dann, wenn Intention und Ergebnis, illokutionärer und perlokutionärer Aspekt konvergieren. Das aber hängt ganz wesentlich vom Handlungskontext ab, in den der Sprechakt eingebettet ist.

3.4 Kommunikation und soziales Handeln

54 John L. Austin: Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1994, 28 f.

55 John R. Searle: Sprechakte, Frankfurt am Main 1971.

56 Bernhard Casper: Sprache und Theologie. Eine Hinführung, Freiburg im Breisgau 1975, 52.

57 Albrecht Grözinger: Die Sprache des Menschen. Ein Handbuch, München 1991, 199.

58 Dabei kann noch einmal zwischen *expliziten* (Ich warne dich vor dem Hund!) und *impliziten* Sprechakten unterschieden werden, bei denen die Warnung etwa in Gestalt einer Feststellung daherkommt (der Hund ist sehr wachsam), die unter gewissen kommunikativen Umständen jedoch auch als Empfehlung interpretiert werden kann.

Nach Jürgen Habermas⁵⁹ können soziale Akteure ihre Handlungen auf zweifache Weise koordinieren:⁶⁰ mittels Einverständnis oder mittels Einflussnahme. Koordination mittels Einflussnahme ist erfolgsorientiert. Um andere Akteure zu einem ganz bestimmten Handeln zu veranlassen, werden alle Mittel der Beeinflussung – von der Verheimlichung von Sachverhalten bis hin zur Drohung mit Sanktionen – eingesetzt. Koordination mittels Einverständnis dagegen ist verständigungsorientiert. Sie „setzt Verständigung voraus, und zwar Verständigung über die Gültigkeit von Geltungsansprüchen, die mit einzelnen kommunikativen Handlungen verbunden sind.“⁶¹ In der Terminologie der Sprechakttheorie heißt das: Es muss unterschieden werden zwischen möglichen perlokutionären Wirkungen illokutionärer Akte, die auf Einverständnis zielen, und genuinen Perlokutionen, die auf Beeinflussung aus sind.

Habermas erweitert darum die Sprechakttheorie um eine *Theorie der Geltungsansprüche*, die in jedem Sprechakt – wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung – erhoben werden. Er nennt

- den Anspruch auf Wahrhaftigkeit im Hinblick auf die Absichten des Sprechers,
- den Anspruch auf Wahrheit im Hinblick auf den Inhalt der Aussage; und
- den Anspruch auf Richtigkeit im Hinblick auf sozial anerkannte Regeln und Normen.

Daraus ergeben sich drei Klassen von Sprechakten:

- Konstative Sprechakte (z. B. Feststellungen, Schilderungen, Berichte, Behauptungen) akzentuieren den Geltungsanspruch der Wahrheit.
- Regulative Sprechakte akzentuieren den der Richtigkeit bzw. Angemessenheit (z. B. Versprechen, Aufforderungen, Empfehlungen, Entschuldigungen).
- Repräsentative Sprechakte (z. B. die Äußerung von Überzeugungen, Absichten, Gefühlen und Empfindungen) akzentuieren den der Wahrhaftigkeit.

In dieser Unterscheidung lassen sich unschwer die drei von Karl Bühler in seinem Organonmodell aufgezeigten Zeichenfunktionen (Symbol-, Appell-, Symptomfunktion) wiederfinden. Habermas stellt darüber hinaus auch einen Bezug zum *Drei-Welten-Modell* Karl Poppers⁶² her, das er freilich für seine Zwecke modifiziert. Er unterscheidet zwischen „der objektiven Welt (als der Gesamtheit aller Entitäten, über die wahre Aussagen möglich sind)“, der „sozialen Welt (als der Gesamtheit aller legitim geregelten interpersonalen Beziehungen)“ und „der subjektiven Welt (als der Gesamtheit der privilegiert zugänglichen Erlebnisse des Sprechers).“⁶³

4. Konsequenzen

Die vorgestellten Modellbausteine fügen sich keineswegs zu *einer* Kommunikationstheorie zusammen. Das gilt erst recht, wenn man weitere Theorieansätze, z. B. den systemtheoretischen Entwurf von Niklas Luhmann,⁶⁴ mit in Betracht ziehen würde, die den hier angeführten Beschreibungen z. T. widersprechen. Zudem können theologische Überlegungen zum Thema Kommunikation nicht darauf verzichten, ihren Gegenstand sub *ratione Dei* zu behandeln: Wie verhält sich die Kommunikation des Evangeliums bzw. des

59 Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1988.

60 Vgl. Rainer Schützeichel, a. a. O. (s. Anm. 2), 203–237.

61 A. a. O., 206.

62 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung bei Karl-Heinz Bieritz, *Die Macht sei mit dir. Von der Heimholung der Mythen in die Seelsorge*, in: Ders.: *Grenzgebiet. Praktische Theologie zwischen Kultur und Kirche*, Münster 2005, 139–142.

63 Jürgen Habermas, a. a. O. (s. Anm. 59), 149.

64 Vgl. dazu die Darstellungen bei Rainer Schützeichel, a. a. O. (s. Anm. 2), 243–290 und Manfred Faßler, a. a. O. (s. Anm. 1), 36–39, 159–161.

Glaubens zu den Erklärungsversuchen, mit denen wir uns hier beschäftigt haben? Wie verhält sie sich zu den Handlungsanweisungen, die solche Beschreibungen implizieren? Wir wollen diesen Fragen nun zumindest grob mit zwei Schlaglichtern nachgehen.

4.1 Reziprozität und Dialogizität: Seelsorge als wechselseitige, kommunikative Erschließung von Glauben unter Glaubenden

Sowohl Ratsuchende als auch Seelsorger sind nicht nur Menschen, die miteinander kommunizieren, sondern i.d.R. auch *glaubende* Menschen. Weil Glauben die von einem spezifischen, religiösen Selbstverständnis geprägte menschliche Existenz bezeichnet, ist davon auszugehen, dass Ratsuchende und Seelsorger im Rahmen seelsorglicher Kommunikation explizit oder implizit auch über ihr Glaubensleben kommunizieren. Daher können beide nicht nur als Kommunikatoren, sondern vielmehr auch als (potentielle) Kommunikatoren *des Evangeliums* verstanden werden. Es war Christian Grethlein, der jüngst mit Recht darauf hingewiesen hat, dass sich Evangelium als Zentrum christlichen Glaubens Menschen stets nur in Form von Kommunikation erschließt.⁶⁵ Man begegnet dem Evangelium ausschließlich in kommunikativen Kontexten. Evangelium kann *als zentrale Dimension eines individuellen Glaubenslebens* kommunikativ erschlossen werden,

- wo Menschen ihren Glauben auf ihre je eigene Weise gestaltend leben und andere dieses Verhalten als kommunikatives Handeln deuten,
- wo Menschen ihr Leben als ein Glaubensleben verstehen und es als solches vor anderen Menschen zur Sprache bringen; und
- wo Menschen das Evangelium explizit als Grund, Mitte oder Zentrum des eigenen Glaubenslebens verstehen und dergestalt angesichts anderer Menschen artikulieren.⁶⁶

Es ist daher davon auszugehen, dass sich Kommunikation des Evangeliums durch die explizite oder implizite Konfrontation mit einem (anderen) Glaubensleben gerade auch im kommunikativen Kontext der Seelsorge realisieren wird. Angesichts der bisherigen Überlegungen zu kommunikativen Grundlagen nimmt es gewiss nicht wunder, dass sich Glauben dabei immer nur *wechselseitig* erschließt und der Seelsorger dem Ratsuchenden kommunikationstheoretisch *und* theologisch grundsätzlich nichts voraussetzt: Der Seelsorger wird dem Ratsuchenden gleichermaßen zu einem „Ansichtsexemplar“ eines Lebens aus Glauben wie umgekehrt auch der Ratsuchende dem Seelsorger.

Theologisch hat dies Friedrich D. E. Schleiermacher auf den Punkt gebracht, als er Kirche als intersubjektiven, wechselseitigen Mitteilungs- bzw. Darstellungsort christlich-frommen Selbstbewusstseins zu verstehen gegeben hat, an dem Menschen zusammenkommen, weil „keiner sich einer allseitigen und vollkommenen Auffassung Christi bewusst ist“.⁶⁷ Das bedeutet: Theologisch betrachtet, kommt es auch in seelsorglichen Kommunikationssituationen explizit oder implizit zu einer wechselseitigen Erschließung von Glauben. Auf diese Weise wird Evangelium kommuniziert und in weiterer Folge (eine egalitäre Form von) Kirche – im Sinne eines kommunikativen Geschehens wechselseitigen Ansichtigwerdens (ästhetische Dimension) und Einsichtigwerdens (hermeneutische Dimension) von dargestelltem, evangelischen Glauben – realisiert.

65 Vgl. Christian Grethlein: *Praktische Theologie*, Berlin/Boston 2012, 10.

66 Vgl. Ingolf U. Dalferth: *Malum. Theologische Hermeneutik des Bösen*, Tübingen 2008, 336.

67 Friedrich D. E. Schleiermacher: *Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der Evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt*, 2 Bde., hg. von Martin Redeker, Berlin⁷1960, Bd.1, § 115.1, 215.

Die theologische Rede von der „Kommunikation des Evangeliums“ konvergiert auf kommunikationspraktischer Seite im besten Fall mit der Absicht, im Gespräch stets zugunsten des Gegenübers zu agieren, einer dialogischen Haltung, einem kooperativer Gesprächsstil, u. a. m.

4.2 Intentionalität und Effektivität: Seelsorge als absichtsvolles und aufrichtiges Kommunikationsgeschehen

Das seelsorgliche Gespräch ist ein möglicher Ort der Kommunikation des Evangeliums. Hier wird, so Christian Grethlein, das Evangelium traditionellerweise im *Modus des Helfens zum Leben* kommuniziert.⁶⁸ Damit ist in Ansätzen bereits die *Zielrichtung* der seelsorglichen Kommunikationspraxis benannt: Kommunikation des Evangelium in Kontext der Seelsorge zielt (idealiter) auf konkretes, menschliches Leben.

Grethlein berührt mit seiner modalen Bestimmung der Seelsorge die Frage nach dem (beabsichtigten) *Zweck* und der (tatsächlichen) *Wirkung* der Kommunikation des Evangeliums. Die von ihm gegebene Zielbestimmung bedarf jedoch einer näheren inhaltlichen Füllung. Mit der Frage nach Absicht und Wirkung der Kommunikation des Evangeliums im Kontext der Seelsorge ist schließlich nicht nur die Gretchenfrage der Kommunikationswissenschaft (Jo Reichertz) berührt, sondern es handelt sich bei dieser Frage vielmehr auch um eine *theologische* Kardinalfrage: Erst durch sie wird einsichtig, was bei der Seelsorge eigentlich für den Glaubenden, sei es nun auf Seiten des Ratsuchenden oder auf Seiten des Seelsorgers, wirklich auf dem Spiel steht; sie fordert dazu heraus, sich mit folgendem Gedanken zu befassen: Macht es eigentlich einen Unterschied, ob Menschen am seelsorglichen Kommunikationsprozess teilhaben – oder nicht? Leistet Seelsorge einen Beitrag dazu, dass ich als Mensch mein Leben (wieder besser) leben kann – oder nicht? Mit Wilfried Engemann gesprochen, wird es im seelsorglichen Kommunikationsgeschehen unter zeitgenössischen Bedingungen zunehmend darum gehen müssen, dass Menschen sich wieder vollends als Subjekte ihres Lebens wahrnehmen können, erneut Erfahrungen der Freiheit machen können und wieder das Gefühl erleben können, (erneut) Herr im eigenen Haus (geworden) zu sein.

Durch Kommunikation des Evangeliums im Kontext der Seelsorge werden Menschen, so kann man es auch formulieren, im besten Fall *als konkrete, individuelle Subjekte neu aufgerichtet*, indem sie *ihr Glaubensleben* mit allem, was *für sie* dazugehört, (wieder) als *ihr eigenes* in den Blick bekommen und (erneut) damit beginnen, es selbst zu gestalten. Damit ist als Ziel zeitgenössischer, seelsorglicher Kommunikation etwas im Blick, das traditionellerweise unter dem Zentralbegriff „Erbauung“ verhandelt wurde.⁶⁹

Freilich muss man diese Zielbestimmung nicht notwendigerweise teilen. – Sich stärker mit Zielfragen in der Seelsorgepraxis und in der Seelsorgetheorie auseinanderzusetzen, ist aber jedenfalls, so wurde hoffentlich deutlich, nicht nur aus theologischer, sondern auch aus kommunikationstheoretischer Perspektive geboten. Es geht kein Weg daran vorbei.

68 Grethlein unterscheidet bekanntlich *drei Modi* der Kommunikation des Evangeliums: (1.) Lehren und Lernen, (2.) Gemeinschaftliches Feiern, (3.) Helfen zum Leben. Zur Seelsorge hält er fest: „[Es] hat sich – angeregt durch Psychoanalyse und Psychologie – mit *Seelsorge und Pastoralpsychologie* eine eigene Form des Helfens zum Leben im kirchlichen Raum entwickelt.“ – Christian Grethlein, a. a. O. (s. Anm. 65), 404.

69 Vgl. Bernhard Kirchmeier: Drei Kommunikationsmodi – eine Funktion? Erwägungen zum Zweck der Kommunikation des Evangeliums, in: Michael Domsgen/Bernd Schröder (Hg.): *Kommunikation des Evangeliums. Leitbegriff der Praktischen Theologie* (FS Christian Grethlein; AprTh 57), Leipzig 2014, 33–48.